



VON DEN LIPPEN DER SEE

Montag, 19. September 2016 – Détroit d'Honguedo (Kanada)

49.574773,-65.725263

Damit habe ich nicht gerechnet. Ich dachte, dass ein grosses Kreuzfahrtschiff noch den heftigsten Seegang so weit abfedert, dass man kaum etwas davon mitbekommt. Natürlich fliegt hier kein Geschirr durch die Luft. Aber es ruckelt doch so stark, dass ich mich jetzt nicht mit dem Messer rasieren will. Die Wände knirschen, es pfeift durch die Lüftungsanlage, man hört und spürt, wie der Körper des Schiffes gegen die Wasseroberfläche schlägt. Und auch der eigene Leib reagiert, balanciert andauernd aus, was er an Schräglage wahrzunehmen glaubt. Wahrscheinlich war es der Luxus auf diesem Boot, dessen Interieur wie ein nobles Hotel ausgestattet ist, der mich zu der Überzeugung geführt hat, dass hier alles von einem ferngehalten wird, was irgendwie bedrohlich wirken könnte.

Ich wähne mich keineswegs in Gefahr. Aber der Ozean vor dem Fenster meiner Kabine ist eine

Realität, eine stark bewegte Realität. Heute früh noch, als dichter Nebel über der Mündung der Rivière St-Laurent lag, kam mir die See wie ein bleigrauer Teppich vor, der, irgendwo in den Tiefen des horizontlosen Raumes, mit dem etwas lichten Grau des Himmels verschmolz. Jetzt liegt sie eher wie eine riesige Scheibe stark marmorierten Schinkens vor meinem Fenster, eine buckelige und picklige Scheibe allerdings, deren Oberfläche ständig in Bewegung ist, gischtbekrönte Hügel formt und Täler, weite Ebenen manchmal, in denen sich der Schaum im Kreis zu bewegen scheint. Es regnet und dann und wann formen die Tropfen Schleier, die erstaunlich langsam an meinem Fenster vorbeiziehen – Vorhänge aus Wasser, die zur Seite gezogen werden, um den Blick auf Wasser freizugeben. Ich habe meine Kabine heute noch nicht verlassen, den Stuhl ans Fenster gerückt, mich den ganzen



Morgen lang nicht von dem Schauspiel ablenken lassen, das mich auch nach vier Stunden immer noch im Banne hält.

Die Wellen, die vom Rumpf des Schiffes losgepeitscht werden, bilden auf der Oberfläche weiße Schaumkörper aus, die der Wind erfasst und für Momente in einem wilden Tanz über die Haut der See stieben lässt. Sie formen tausend Figuren, doch benennen kann ich keine – denn ehe mein Kopf eine Assoziation herstellen könnte, haben sich die Bilder schon wieder in ihrem Element aufgelöst. Auch die Wellen, die auf das Schiff zutreiben, nehmen Formen an, die sich zu schnell verändern, um mit Vergleichen erfasst zu werden. Trotzdem fühle ich mich angesprochen und kann die Augen nicht lösen. Ich komme mir vor, als versuchte ich etwas zu verstehen, etwas ungemein Wichtiges – aber man kann nicht Lesen von den Lippen der See.

Alte Bilder kommen mir in den Sinn, auf denen Ozeanwellen wie Mäuler nach Schiffen und Menschen schnappen. Mir fällt kein konkretes Beispiel ein, aber es muss solche Bilder geben. Wenn wir heute einen stürmischen Ozean sehen, dann wissen wir allerdings immer, dass wenige Meter unter der wilden Oberfläche die völlige Ruhe herrscht. Wir sehen große Fische, die träge davongleiten

und Seegras, das sich wie in Zeitlupe hin und her bewegt. Früheren Menschen, die noch keine Bilder von Aquarien oder aus Unterwasserfilmen im Kopf hatten, muss es vorgekommen sein, als sei der Ozean von Grund auf aufgewühlt. Sie müssen das Gefühl gehabt haben, die Welt selbst trachte ihnen nach dem Leben, versuche sie zu verschlingen. Und etwas von dieser Angst klingt auch in meinem Körper noch nach – selbst heute und selbst auf diesem großen Schiff.